

Gefrorenes HERZ



Mirjam H. Hüberli

Alle Rechte vorbehalten.

Unbefugte Nutzungen, wie etwa Vervielfältigung, Verbreitung, Speicherung oder Übertragung, können zivil- oder strafrechtlich verfolgt werden.

In diesem E-Book befinden sich eventuell Verlinkungen zu Webseiten Dritter. Bitte haben Sie Verständnis dafür, dass sich die Carlsen Verlag GmbH die Inhalte Dritter nicht zu eigen macht, für die Inhalte nicht verantwortlich ist und keine Haftung übernimmt.

Im.press

Ein Imprint der CARLSEN Verlag GmbH

© der Originalausgabe by CARLSEN Verlag GmbH, Hamburg 2014

Text © Mirjam H. Hüberli, 2014

Lektorat: Konstanze Bergner

Umschlagbild: shutterstock.com / © Piotr Marcinski / © chaoss

Umschlaggestaltung: formlabor

Gestaltung E-Book-Template: Gunta Lauck

Schrift: Alegreya / Juan Pablo del Peral, Architects Daughter / Kimberly

Geswein

Satz und E-Book-Umsetzung: readbox publishing, Dortmund

ISBN 978-3-646-60070-4

www.carlsen.de

Gefrorenes
HERZ

Mirjam H. Hüberli



Für Tabea.

Weil Dein Herz mit meinem im Gleichklang schlägt.

&

Für René.

Weil Du mein Herz belebst.

Ich sehe dich.

Nacht für Nacht.

Spüre deine ausgestreckte Hand.

Fühle deinen flatternden Herzschlag.

Sehe deinen Umriss, der wie ein unruhiges Licht in der Nacht aufflackert.

Die Schattenfinger kommen näher. Verschlingen dich Stück für Stück, bis auch dein blasses Gesicht in der Finsternis verschwindet.

Dann ist es still.

Unheimlich still.

1. EKELHAFT



Donnerstag, 18. Dezember 2014, 17:11 Uhr

Ich blicke starr auf den Laptop, sehe einzelne Buchstaben, die keinen Sinn ergeben. Lese immer wieder dieselben Worte, doch sie scheinen lediglich das Bild im Anhang zu begleiten.

Dieses farblose Gesicht. Schatten unter den Augen. Der Mund verzerrt. – Trotzdem, ich erkenne es sofort: Das Funkeln in den Augen ist noch da, auch wenn das Gesicht sonst völlig leblos wirkt. Irgendwie fremd. Und doch viel zu vertraut.

Ich zwinge mich, zu lesen.

Es ist so still.

Worte, die mein Herz gefrieren lassen.

»Du!«, zische ich.

Meine Hand zittert und hält sich verkrampft am Laptop fest. Wenn ich schlucke, brennt es säuerlich in meiner Kehle. Es ekelt mich an. Das alles ekelt mich an. Ich will nur vergessen. Aber alles wird mich daran erinnern. Die Schule, die Straße, die Häuser. Es gibt kein Vergessen.

»Du hast mir das angetan!«

Ob die anderen auf der Liste auch eine Botschaft bekommen haben?

Meine Finger verselbstständigen sich und schon scrolle ich weiter.

So unheimlich still ohne sie.

Ich frage mich: Waren diese Anzeichen vorher schon da?

Keiner hat sie je bemerkt.

Ich will zusammenbrechen. Will auf den Boden sinken und mich verkriechen.

Mein Blick gleitet aus dem Raum, hin zu der gegenüberliegenden Zimmertür. Sie steht halb offen.

Es ist Nataschas Zimmer.

Leer.

2. SECHS WOCHEN ZUVOR



Dienstag, 4. November 2014, 20:21 Uhr

»Und was ist, hilfst du mir noch mal?«

Sofia schaut mich an, flüchtig, dann lehnt sie sich ohne ein Wort zu sagen über die Bande der Eisbahn, schnappt sich die Wasserflasche und trinkt einen großen Schluck daraus.

Ich schaue meiner Freundin zu, wie sie gierig den Inhalt aus der Flasche saugt, während ich an meinen Fingernägeln knibbele, wie immer, wenn ich fast vor Ungeduld platze. Dann lehne ich den Kopf an die Wand und rolle leicht genervt die Augen, weil immer noch keine Antwort kommt.

Ich warte.

Wir sind alleine in der Halle und Sofia nimmt sich für ihr Training alle Zeit der Welt. Ich bin nur froh, dass Dienstag ist, also freies Training. Auf die Schnepfe von Trainerin – der Name Isolde sagt eigentlich schon alles – kann ich liebend gerne verzichten.

Dass ich und Natascha ganz oben auf ihrer Abschlusliste stehen, ist kein Geheimnis. Ich frag mich nur, wieso? Wir sind weder unhöflich noch undiszipliniert. Trotzdem kann sie uns nicht ausstehen. Vielleicht weil wir im Doppelpack auftreten? Überdosis eines Menschen sozusagen?

Wie dem auch sei, sie lässt es uns spüren. Egal, ob sie an der Körperhaltung, den Drehungen oder der Kleidung herummeckert: Die gute Frau mobbt uns, wo sie nur kann. Nicht nur deshalb werde ich das ungute Gefühl nicht los, dass Isolde mehr weiß, als sie vorgibt – ja, vielleicht sogar in

die ganze Sache mit meiner Zwillingsschwester verwickelt ist?

Spinn nicht gleich so rum!, ermahne ich mich zum hundertsten Mal. Langsam sehe ich wirklich Gespenster.

Isolde ist mir unsympathisch – und wie! Auch suspekt und zwar sehr! Aber nur weil wir sie vor wenigen Wochen mit ihrem Liebhaber ertappt haben, als sie eng umschlungen aneinanderklebten, muss das noch lange nicht heißen, dass sie zu so einer Tat fähig wäre. Natascha verschwinden zu lassen – *oder etwa doch?*

Endlich sieht Sofia mich an, lässt die Flasche sinken. »Warte, ich muss diese eine Drehung noch mal wiederholen. Die Pirouette sitzt einfach immer noch nicht, wie sie sollte.« Sie reibt sich erschöpft über die Stirn und seufzt.

Ich ringe mir ein verständnisvolles Grinsen ab und hoffe, dass es nicht zu gekünstelt rüberkommt.

»Wenn du meinst ...«, sage ich und zucke betont lässig mit den Schultern.

Sie fährt bereits davon, als sie sich plötzlich umdreht. »Fang!«, ruft sie und im selben Moment fliegt mir auch schon die Wasserflasche in hohem Bogen entgegen.

Meinen Seufzer hört sie bereits nicht mehr.

Zum x-ten Mal schaue ich auf das Handy: Sofia studiert jetzt schon beinahe eine Stunde ihre Kür ein. Echt lange für jemanden wie mich, der im Moment nur als Zuschauer hier rumsitzt. Obwohl ich meine Trainingseinheit hinter mir habe, bin ich geblieben – wie sich das gehört als beste Freundin. Laura hingegen ist längst abgehauen, um draußen auf die Eishockeyjungs zu warten. Besser gesagt auf einen. Nico.

Am liebsten hätte ich meinen beiden Freundinnen an den Kopf geworfen, wie egoistisch ich ihr Verhalten finde. Sie wissen doch, wie immens wichtig mir die Sache mit Natascha ist.

Ich verschränke die Arme vor der Brust, lehne mich mit der Schulter an die Plexiglaswand, während ich Sofias Bewegungen verfolge. Leicht wie eine Feder schwebt sie übers Eis. Kein Wunder bei ihren Voraussetzungen, sie ist

praktisch auf Schlittschuhen zur Welt gekommen. Ihr Vater, Victor, ist seit Jahren Trainer der Eishockeymannschaft und ihre Mutter, Isolde – ja genau, *DIE* Isolde -, trainiert die Eiskunstläufer. Also auch mich.

Ich sehe Sofia zu, wie sie die Pirouette in Perfektion vollführt. Ihre Motivation scheint grenzenlos.

Dann, nach weiteren zehn Minuten, kommt sie unsanft an meiner Seite zum Stehen. Eis spritzt hoch. Ein feiner Glanz ziert ihre Stirn und sie atmet schwer.

»So, nun bin ich ganz Ohr«, keucht sie und stützt sich mit beiden Armen auf der Bande ab. Nur kurz, dann schnappt sie sich das Handtuch und tupft sich übers Gesicht. Danach streicht sie sich sorgfältig die wirren, schwarzbraunen Haare zurück, die sich beim Eislaufen aus dem Pferdeschwanz gelöst haben. Selbst so verschwitzt und mit geröteten Wangen sieht sie beneidenswert gut aus.

Das Schlimmste daran: Sie weiß es. Und sogar ihr Timing ist perfekt – Zeit für die Eishockeymannschaft. Schritte und Gegröle hallen bereits durch den Korridor und wenig später tauchen die Köpfe von Tim, Nico – Laura inklusive und dem Rest der Truppe auf.

»Uff, ich bin fix und fertig. Ich hüpf schnell unter die Dusche.« Sofia spielt mit einer Haarsträhne, schielt unauffällig zu Tim und ich verkneife mir einen genervten Kommentar. Nun lacht sie Laura und mich an. »Kommt ihr mit, Aurelia? Laura?«

Ich lächle zurück. Endlich.

Ich habe gehofft, dass Sofia diesen Vorschlag macht. Wenn wir uns in die Umkleide zurückziehen, so kann das nur eines bedeuten: Sofia will reden. Über etwas, das wir nicht vor den Jungs besprechen können. Also bekomme ich wohl endlich meine Antwort.

Ich nicke.

»Geht ihr ruhig schon mal vor«, meint Laura mit einem verschmitzten Lächeln.

Alles klar. Sie will bei Nico bleiben.

»Ich muss leider eh bald heim«, erklärt sie. »Wegen meiner kleinen Schwester.«

»Oh, Mann, bin ich froh, dass ich ein Einzelkind bin«, stöhnt Sofia. »Das ständige Babysitten würde mir echt tierisch auf die Nerven gehen.«

»Ach Quatsch«, winkt Laura ab. »Ich mag Patrizia sehr.«

Ich kann Laura verstehen. Von ihrer Familie ist ihr niemand geblieben außer Patrizia und ihre Oma. Es schüttelt mich. Echt schrecklich!

»Wir sehen uns«, sage ich zu Laura, löse mich von der Plexiglaswand und schnappe mir meine Sporttasche.

Im Gang sind Schritte zu hören. Ein Schatten huscht auf uns zu und wird von einer Stimme begleitet.

»Hallo, ihr beiden.«

»Hallo Victor«, begrüße ich Sofias Vater.

Feine Lachfalten zieren seine grünen Augen. Kurz drückt er mit seiner kräftigen Hand meine Schulter, dann nimmt er liebevoll seine Tochter in die Arme.

»Hallo, Paps.«

»Na, war das Training erfolgreich?«

»Es geht.« Sofia verzieht ihren Mund und schaut ihn zerknirscht an.

»Diese blöde Pirouette will einfach nicht so, wie ich will. Ach, ich krieg das nie im Leben hin!«

Victor knufft sie in die Seite. Dann wendet er sich mir zu. »Sie übertreibt wieder maßlos, stimmt's?« Zwar flüstert er, aber gerade noch laut genug, damit Sofia es verstehen kann.

Ich nicke und kann mir ein Schmunzeln nicht verkneifen.

»Nur nicht aufgeben, mein Spatz«, sagt er augenzwinkernd. »So gerne ich mit euch Hübschen noch etwas plaudern würde, ich muss los. Die Jungs warten.« Victor winkt uns noch einmal zu, springt davon und ich höre noch, wie er seine Mannschaft auf dem Eis zusammentrommelt.

Kaum sind wir in der Umkleidekabine, schließt Sofia die Tür hinter uns. Wartend, was sie zu berichten hat, lehne ich mich gegen einen der metallenen Spinde und beobachte, wie sie den Wasserhahn aufdreht, erst die Hände benetzt und sich schließlich kaltes Wasser an die erhitzten Wangen spritzt. Jetzt mustert sie ihr Spiegelbild, fährt sich mit den Fingern über die Brauen, dann schaut sie zu mir. Der Blickkontakt baut sich über den Spiegel auf. Ich spüre, wie die Anspannung in mir ansteigt, als sie immer noch schweigt.

»Hast du den Neuen gesehen?«, grinst sie jetzt und ihre glattgestrichenen Brauen tanzen verheißungsvoll. »Er soll angeblich ab morgen bei uns auf die Schule gehen. Ich sag dir, der ist vielleicht süß!«

Was interessiert mich der Neue!

»Sag schon«, platze ich heraus. »Was ist, hilfst du mir noch einmal?«

Das Lachen in Sofias Gesicht verschwindet schlagartig. Sie lässt die Schultern hängen, atmet tief durch. Langsam wendet sie sich vom Spiegel ab, lehnt sich mit den Hüften ans Waschbecken und schaut mir in die Augen.

Oh, ich kenne diesen Gesichtsausdruck. Das kann nur eines bedeuten. Ich ahne, dass ich die kommenden Worte gar nicht erst hören möchte.

»Du Aurelia, ich weiß nicht, wie ich es sagen soll ...«, beginnt sie mit einem halbherzigen Lächeln und bestätigt meine Befürchtung. Ihre Stimme hat sich verändert.

»Sag es einfach«, antworte ich möglichst unbeteiligt, dabei bin ich total nervös.

»Hör mal, Süße, es ist jetzt schon einen Monat her, seit Natascha verschwunden ist. Es fehlt jede Spur von ihr. Die Polizei tappt auch im Dunkeln.« Kurz schließt sie die Augen, scheint nach den richtigen Worten zu suchen. »Alle wurden wir befragt, immer und immer wieder. Vermisstenanzeigen wurden überall aufgehängt, sogar über Facebook veröffentlicht. Und wir haben tage-, nein, wochenlang überall nach ihr gesucht, den Wald durchkämmt, sind den Heimweg unzählige Male abgelaufen. Alles mit demselben Ergebnis: nicht ein winziger, brauchbarer

Hinweis. Und genauso ist auch bei der Polizei nichts Brauchbares eingegangen.«

Ja, das muss sie mir nicht erzählen. Niemand weiß das besser als ich. Wie oft hieß es zunächst, jemand habe Natascha gesehen. Und wie oft wurde dann meine leise Hoffnung zerstört, weil sich jedes Mal herausgestellt hat, dass nur ich es war, ihr Zwilling, den sie gesehen hatten.

»Die Ermittler sind ratlos«, spricht Sofia weiter. »Und dennoch geben sie die Suche nicht auf. Aber ich befürchte ...«

»Was?« Das Wort schießt wie eine Pfeilspitze aus meinem Mund. Ich muss sie unterbrechen, denn ich könnte das, was unweigerlich folgen würde, nicht ertragen. Die Angst, es bräche mir das Herz, ist zu groß.

Unausgesprochen schwebt es über unseren Köpfen.

Natascha ist tot.

Mit weit aufgerissenen Augen starre ich sie an, sehe, wie sie abermals den Mund aufmacht und wage es kaum, hinzuhören.

»... und ich befürchte, selbst wenn wir beide noch einmal gemeinsam nach ihr suchen würden, alles Erdenkliche anstellen, um endlich etwas in Erfahrung zu bringen, könnten wir Natascha doch nicht finden.«

Sie hat das Schlimmste nicht ausgesprochen. Und dennoch schwingt genau dieselbe Aussage leise zwischen den Zeilen mit.

Ich starre meine Freundin an. Ihre Worte fühlen sich an wie ein verbaler Faustschlag.

Nicht finden?!

Wenn Sofia gesagt hätte, dass sie es nicht verkraftet, weiter nach ihr zu suchen, es ihr zu nahe geht oder vielleicht alles zu viel wird, das hätte ich ja noch irgendwie verstehen können. Aber das? Verdammt noch mal! Natascha ist auch ihre beste Freundin! Seit Kindertagen!

Aus reiner Verzweiflung ringe ich mir ein Lächeln ab. Es scheint, als ob ich mich durch eine Schicht Watte kämpfen muss, die es mir unmöglich macht, mich frei zu bewegen. Gerade wird mir wieder allzu schmerzlich bewusst, wie

sehr mir Natascha fehlt. Sie hätte die richtige Antwort parat. Würde das Gesagte nicht so unausgesprochen in der Luft hängenlassen und vor allem nicht nur so belämmert vor sich hin grinsen.

»Alles klar?«, will Sofia wissen.

Ich torkle rückwärts auf die Tür zu.

Sofia macht einen Schritt, ohne ein Wort zu sagen. Dann streckt sie die Hand nach mir aus. »Tut mir leid«, flüstert sie. »Ich weiß, das ist hart. Und es ist mir nicht leicht gefallen, das auszusprechen. Das musst du mir glauben. Ich habe sogar mit Laura darüber gesprochen. Sie meinte leider ebenfalls, dass es sinnlos wäre. Wenn schon die Polizei im Dunkeln tappt, was sollen wir dann ausrichten? D-du ...« Sie verhaspelt sich beim Sprechen.

Ich beiße die Zähne zusammen. »Verstehe«, bringe ich hervor, obwohl ich kein Verständnis aufbringen kann. Es klingt kläglich.

Zaghafte gehe ich zurück, Tränen schießen mir in die Augen und meine Hand tastet blindlings nach dem Türgriff.

Sofias Gesichtsausdruck spricht Bände und sie bricht den Blickkontakt ab. Ihre Augen wandern zum Leder der weißen Schlittschuhe und ich kann nur erahnen, wie entgeistert ich sie anstarren muss.

»Aurelia ...« Noch einmal streckt sie den Arm nach mir aus. »Ich will nur ehrlich zu dir sein.«

Ehrlich?! Freudlos lache ich auf. Vom Ehrlichsein kehrt Natascha nicht wieder zurück! Ich höre Sofia nicht mehr zu, weiche weiter zurück und in mir hämmern die Worte.

Nicht finden ... Natascha ... nicht finden ...

Schon umklammern meine Finger den Türgriff.

»Wir sehen uns in der Schule.« Sofia bemüht sich um einen lockeren Tonfall. »Okay?«

Es misslingt ihr gründlich.

Mit unsicheren Schritten kommt sie auf mich zu. Obwohl sie klein und zierlich ist, überragt sie mich auf den Schlittschuhen um einen halben Kopf.

Die Worte »Nichts ist okay!«, liegen mir auf der Zunge. Ich wüрге sie hinunter, weil ich Sofia sonst anschreien müsste. Mir fällt keine andere passende Antwort ein, also schweige ich, verwehre ihr jedoch das Abschiedsküsschen auf die Wange. Stattdessen zwänge ich mich mit hastigen Schritten durch den Türspalt.

Auf dem Korridor überrenne ich einen der Eishockeyspieler und falle hin.

»Du hast es aber eilig«, sagt er, als er mir wieder auf die Beine hilft. Er grinst mich an. Doch ich stoße seine stützenden Hände von mir weg. Noch immer höre ich Sofias Stimme. »Aurelia, ich habe es ...«

Ohne mich noch einmal umzudrehen, hetze ich den Korridor entlang. Flüchte hinaus. Ich erreiche die Tür der Eishalle und Sofias Stimme erreicht nun nicht einmal mehr meinen Rücken. Soll sie doch ein schlechtes Gewissen haben. Ich werde ihr beweisen, dass Natascha noch lebt. Ich werde es allen beweisen!

Die Tür fällt hinter mir ins Schloss.

Alles verstummt.

Die Stille tropft mit dem Regen vom Himmel.

3. IRGENDWAS, DAS BLEIBT?



Dienstag, 4. November 2014, 21:39 Uhr

Über mir ein Nachthimmel ohne Mond und ohne Sterne, hinter mir die Eingangstür zur Eishalle und ich spüre den eisigen Nieselregen auf meiner Haut. Tropfen, die langsam über meine Wangen rinnen. Heiße Tränen mischen sich dazu. Rasch wische ich mir mit dem Ärmel über die Augen und ziehe die Kapuze tief ins Gesicht.

Ich bin alleine.

Mein ganzes Leben über war ich nie alleine und will es auch jetzt nicht sein. Mit Natascha an meiner Seite bin ich erst ein ganzer Mensch. Ich sehe die Welt anders, wenn wir zusammen sind. Alles ist leichter.

Ohne sie fühle ich mich so leer. Orientierungslos ... Ich weiß, das mag wie ein billiger Abklatsch klingen, doch es ist nun mal so.

Wie sehr ich Natascha vermisse!

Kurz lehne ich meinen Körper an die Tür, suche Halt. Mein Atem ist unruhig. Ich schließe die Augen und stelle mir vor, ihre Stimme zu hören. Sehe, wie sie in diesem Moment um die Ecke biegt, mich an der Schulter berührt, mich anlacht und in die Arme schließt, so als wäre sie nie weg gewesen. Ich kann sie beinahe fühlen.

Mein Herz pocht. Einmal. Zweimal.

Doch sie kommt nicht. Sie kommt einfach nicht!

Dafür der Schmerz in meiner Brust. Er ist fast immerzu da, legt sich wie eine eiserne Faust um mein Herz. Ich schnappe nach Luft, doch der Schmerz

verschwindet nicht.

Plötzlich ist mir alles zu eng. Mit zitternden Händen reiße ich den Reißverschluss auf, zerre mit klammen Fingern den Kragen des Shirts vom Hals weg und fächle mir kalte Luft zu. Ich muss mich zusammenreißen.

Was soll der Scheiß?! Ich will mich nicht zusammenreißen!

Ich schlage mit der Faust gegen das schwere Tor in meinem Rücken. Das dumpfe Geräusch des Aufschlags wird vom plätschernden Regen verschluckt.

Einen Moment bleibe ich einfach stehen und versuche mich zu beruhigen. Das beengende Gefühl verebbt allmählich, doch der Schmerz bleibt. Ich spürte ihn in den letzten Wochen so oft, dass ich mich beinahe daran gewöhnt habe.

Als der Regen bereits durch meine Sportjacke sickert, schlage ich endlich die Augen auf.

Mach schon!, scheint mir mein Fahrrad zuzurufen.

Kurz schaue ich zurück zur Eishalle, sehe, wie in der Umkleide das Licht angeht. Ich rede mir ein, Sofias Stimme zu hören, Wortfetzen zu verstehen. Offenbar bin ich Sofia so unwichtig, dass sie nicht mal nachschaut, ob es mir gut geht.

Ein anderes Gefühl breitet sich in mir aus. Zorn.

Ich reiße mich los, marschiere zum Fahrrad, stöpsle mir die Kopfhörer ins Ohr und drehe die Musik auf. Selbst jetzt kann ich Mamas ermahnende Worte fast hören: *Aurelia, stell bitte die Lautstärke leiser und denke an deine Gesundheit.*

Egal!

Fast von alleine treten meine Füße zu Silbermond in die Pedale. Nicht den direkten Weg nach Hause, nein, ich fahre einen Umweg.

Immer wieder unterbreche ich meine Fahrt, halte Ausschau, suche zum tausendsten Mal alles ab. Ich will nur einen Hinweis. Ein winziges Lebenszeichen von Natascha reicht vollkommen aus. Aber da ist nichts, einfach nichts! Und sofort kehren all die schmerzlichen Erinnerungen

zurück.

Wie ich den 10. Oktober hasse!

Wieso bin ich an jenem Abend nur zu Hause geblieben? Wieso?! Wir gehen doch sonst immer zusammen ins Training. Zudem haben wir freitags nach dem Training die Eisfläche immer für uns und hängen da noch eine Weile rum – das Highlight jeder Woche.

Ich versuche mich krampfhaft auf meine Umgebung zu konzentrieren. Mittlerweile ist es Herbst geworden. Fast jeden Morgen verschleiert Nebel die Sonne und seit Tagen wird das Wetter von Nieselregen beherrscht. Durch die Gardinen der Häuser sickert Licht, während ich weiter zu Silbermond radle.
Gib mir was, irgendwas, das bleibt ...

Wasser spritzt an meine Hosen, doch das ist mir egal. Meine Stimmung sinkt weiter, hat den Gefrierpunkt längst überschritten.

Natascha hatte versprochen, nicht lange wegzubleiben. Versprochen, nach mir zu sehen. Die halbe Nacht lag ich wach und wartete. Irgendwann hielt ich es nicht mehr aus. Die Ungewissheit nagte an mir und gab mich nicht mehr frei. Als ich zu meinen Eltern rüberging, war es erst kurz nach zehn Uhr. Doch dieses *nicht greifbare Wissen* tief in mir drin, das Wissen, dass Natascha etwas passiert sein musste, drängte mich.

Meine Eltern stellten dieses Gefühl nicht in Frage und Papa fuhr sofort los. Ich flehte ihn an, mich mitzunehmen. Er wollte nein sagen, konnte es aber nicht.

Als Erstes stolperte ich über Nataschas Fahrrad, das vor dem Schuppen lag. Mein Herz hüpfte vor Erleichterung, nur um wenige Sekunden später jäh zu Boden geschmettert zu werden. Von Natascha fehlte jede Spur. Wir suchten sie, fanden sie jedoch nicht, obwohl sie sich von unseren Freunden in der Eishalle vor mehr als einer Stunde verabschiedet hatte.

Die Polizei beruhigte uns. »Das Mädchen wird schon wieder auftauchen, keine Panik.«

Natascha tauchte nicht auf. Die Panik blieb. Sie begleitet mich durch den

Alltag, auch durch die Nacht. Und wenn ich, aus dem Traum gerissen, die Augen öffne, höre ich mich manchmal die Worte flüstern: »Natascha, wo bist du?«

Zwar haben wir an jenem Abend nicht mehr miteinander gesprochen, aber ihre SMS war eindeutig. Immer und immer wieder habe ich sie gelesen, sie hat sich tief in meine Gehirnwindungen eingebrannt. Weil es das Letzte ist, was ich von ihr habe.

Nachricht von: Natascha

10.10.14 21:11 Uhr

ist langweilig, komme bald heim ... kuss

Es ist sinnlos, sich diese Nachricht zum tausendsten Mal durch den Kopf gehen zu lassen. Doch was ist mir sonst geblieben?

Klar, anfänglich war nicht nur das Entsetzen, sondern auch die Unterstützung meiner Freunde groß. Alle waren da, haben geholfen, mir und meiner Familie beigestanden, Suchtrupps organisiert, Aufrufe über Facebook gestartet, der Polizei breitwillig Auskunft gegeben. Doch mit der Zeit, die verstrich, verloren sich Hilfe und Interesse in Gleichgültigkeit. Und selbst die Hoffnung flaute immer mehr ab.

Doch nicht bei mir. Ich muss Natascha finden. Was hab ich denn zu verlieren?

Nichts. Gar nichts mehr.

Ich steige vom Rad. Mein Fuß betritt die erste steinerne Stufe, die zu unserem Haus führt. Ein Zuhause, in dem ich mich nicht mehr wohlfühle.

An der Haustür springt mir unser Kater Faro vor die Füße und streicht mir um die Beine. Kurz kraule ich ihn am Kopf, fahre ihm übers schwarze Fell und während ich Silbermond abschalte, betrete ich das Haus.

»Bin da!«

Das Geraune im Wohnzimmer verklingt. Für einen Moment ist es still. Ich

schlüpfe aus meiner nassen Jacke und höre, wie ein Stuhl beiseitegeschoben wird. Schon erscheint Papa im spärlich beleuchteten Korridor.

»Hallo Aurelia, warst du bis jetzt in der Eishalle?«

Ich nicke wortlos und halte seinem prüfenden Blick nicht stand. Ich mag nicht erzählen, weswegen ich solange in der Halle geblieben bin und erst recht nicht erklären, dass Sofia mir ihre Hilfe verwehrte.

Aus dem Augenwinkel nehme ich wahr, wie sich Papa durchs Haar fährt. Dann seufzt er – viel zu laut.

Kurz betrachte ich sein Gesicht. Das Schummerlicht spiegelt sich in seinen Augen, die mich über den Rand der kantigen Hornbrille hinweg mustern. Sein grau meliertes Haar ist wild zerzaust und zeigt mir, dass er sich über etwas aufgeregt hat. Ich weiß natürlich auch über was: mein spätes Heimkommen.

»Und, wie war's?« Der Klang in seiner Stimme scheint völlig harmlos. Fast zu normal und genau das lässt mich die versteckte Anschuldigung, die mitschwingt, nicht überhören.

Ich weiß, dass Papa Angst hat, mich gehen zu lassen. Angst, mich auch noch zu verlieren. Und gerade jetzt blitzt sie hinter seinen Brillengläsern auf. Aber ich kann mich nicht für den Rest meines Lebens einschließen, um allen möglichen Gefahren, die da draußen lauern, zu entgehen. Was wäre das für ein Leben?

»Geht so«, antworte ich knapp und hoffe, mich ohne eine aufkeimende Diskussion in mein Zimmer verkriechen zu können.

Ich wende mich bereits ab, als ich höre, wie Papa scharf die Luft einzieht. Ich weiß, was das bedeutet, kneife die Augen zu und verharre mitten in der Bewegung.

»Es ist ziemlich spät. Hättest du nicht wenigstens eine SMS schicken können, dass du dich verspätet?«

Ich fahre herum. »Entschuldige«, presse ich hervor.

»Aurelia, haben wir nicht darüber gesprochen, dass ...«

»Ja!«, unterbreche ich ihn schroff. »Ich weiß!«

Ich weiß, was wir besprochen haben. Ich weiß, dass er nicht will, dass ich weiterhin zum Eiskunstlaufen gehe und schon gar nicht spät abends. Er versteht nicht. Er versteht es einfach nicht!

Ich kann das Training nicht aufgeben. Es ist das Einzige, was mir geblieben ist. Und womöglich die einzige Möglichkeit, Natascha aufzuspüren, denn nach dem Training ist sie verschwunden. Mag die Chance auch noch so gering sein, ich werde daran festhalten.

Meine Augen beginnen zu brennen. Ich kann die Tränen nicht länger zurückhalten.

Jetzt kommt auch noch Mama aus dem Wohnzimmer. »Aurelia, was ist los?« Sorge zeichnet sich in ihrem Gesicht ab, als sie meine Tränen sieht.

Und ich halte das nicht mehr aus! »Ich ...«

Mama macht einen Schritt auf mich zu.

»Ich will nicht darüber reden«, presse ich hervor. Dann stürze ich ohne ein weiteres Wort in mein Zimmer, werfe die Tür hinter mir zu, so laut, dass es kracht und lasse mich weinend aufs Bett fallen.

Diese mühsam aufrechterhaltene Fassade widert mich an! Ich will sie nicht sehen! Nicht hören! Weder Mama, noch Papa! Merken sie denn nicht, wie elend mir zumute ist? Ein Blick und Natascha hätte verstanden.

Schwach klopft es an der Tür, dann höre ich Papas Stimme. »Aurelia?« Sie klingt versöhnlich.

Ich gebe keine Antwort.

Ich höre, wie die Tür einen Spaltbreit aufgeht. »Darf ich reinkommen?«

»Nein«, murmle ich heiser.

Seine Schritte kommen näher und ich vergrabe das Gesicht in meinem Kissen. Dass ich deswegen kaum noch atmen kann, ist mir egal. Ich will ihn nicht ansehen.

Papa schweigt einige Sekunden, nur das Bett knarzt leise, als er sich hinsetzt.

»Was ist denn los?«

Ich spüre seine warme Hand.

»Ich will alleine sein«, bringe ich zwischen einem Schluchzer hervor. Ich blinzele meine Tränen weg. Sie fallen ins Kissen und hinterlassen stumme Spuren.

»Hey, meine Kleine.« Liebevoll streicht mir Papa übers Haar, drückt meine Schulter und zieht daran. Er will, dass ich mich zu ihm umdrehe.

Doch ich schüttele seine Hand ab.

»Aurelia, ist etwas passiert?«

Ich umklammere das Kissen, beiße die Zähne zusammen. »Lass mich«, sage ich mit kratziger Stimme.

»Vielleicht hilft es dir, wenn du darüber sprechen kannst? Ich höre auch einfach nur zu. Versprochen.«

»Nein!«

»Ist bei Isolde etwas vorgefallen?«

Ich schüttele den Kopf.

»In der Schule?«

»Nein.«

»Mit deinen Freundinnen?«

Fest presse ich die Lippen zusammen, schaffe es nicht, etwas dazu zu sagen.

»Geht es ... geht es um Natascha?« Das Aussprechen ihres Namens fällt ihm schwer. Ich kann es verstehen.

»Ich will nicht darüber reden.«

Kurz verharrt Papas Hand auf meiner Schulter. »Verzeih mir.« Mit einem Seufzer lässt er mich los und ich höre, wie er mit seinen Fingernägeln spielt – genau wie ich. »Ich habe Probleme bei der Arbeit. Ich weiß, das ist keine Entschuldigung. Wir durchleben alle eine schlimme Zeit, da liegen die Nerven manchmal blank und gerade in solchen Momenten darf ich das nicht an dir auslassen.«

Keine Ahnung, wieso, doch nun weine ich noch mehr. Rasch drehe ich den Kopf zur Wand, um meine Tränen vor ihm zu verbergen. »Ich will alleine sein«, flehe ich ihn an. »Bitte.«

Für einen Augenblick schweigt er, dann beugt er sich vor, drückt mir einen Kuss aufs blonde Haar und steht auf. Die Matratze federt noch leicht, als er sich an der Tür umdreht.

»Wenn du es dir anders überlegst und reden willst, Mama und ich sind drüben in der Küche und essen eine Kleinigkeit.«

Ich presse die Lippen aufeinander und bleibe stumm.

Erst als ich höre, dass die Tür zugeedrückt wird, kann ich durchatmen.

Langsam hebe ich den Kopf aus dem Kissen und starre auf die Matratze. Meine Finger fahren über das Gewebe des Leinentuches, während die Tränen auf den Stoff tropfen.

Ich weiß selbst, dass mein Verhalten nicht gerechtfertigt ist, zumal Papa nichts für all das kann. Und dass er so gut wie nie über Natascha reden möchte, weil er es nicht übers Herz bringt. Es war also nicht fair, ihn wegzuschicken. Aber ich will einfach alleine sein. Allein mit meinen Tränen.

Mühsam wende ich den Kopf zum Fenster. Fahler Mondschein schimmert zwischen den Regenwolken hindurch, taucht einen Streifen des dunklen Raumes ins Silberlicht. Bezaubernd. Doch der Anblick vermag mich nicht zu beruhigen.

Meine Augen wandern zur Decke, betrachten das Schattenspiel des Mondscheins. Fratzen mit weit aufgerissenen Mündern, die sich zu leeren Augenhöhlen verzetteln und mich anlotzen. Sie jagen mir einen Schauer über den Rücken. In diesem Moment geht mir die Stille dieses Zimmers wie ein stummer Schrei unter die Haut.

Ich wickle mich in meine Bettdecke ein, ziehe sie hoch bis zum Kinn. Doch mein zitternder Körper beruhigt sich nicht. Zwar gebe ich es nur ungern zu, aber insgeheim hoffe ich doch, dass vielleicht Mama noch vorbeischaute.

Müde streife ich schließlich die Jeans von den Beinen und zupfe die eine

Ecke der Bettdecke unter den Kopf.

Habe ich überreagiert? Vielleicht hätte ich Sofia nicht einfach davonlaufen sollen? – Morgen versuche ich das Ganze aus der Welt zu schaffen.

Mittlerweile tut es ihr sicher leid, dass sie das mit Natascha gesagt hat.

Aber was, wenn nicht? Wenn sie mich wirklich im Stich lässt?

Wo bist du nur, Natascha?

Mit dieser immerwährenden Frage schliesse ich die Augen, verbanne all die Schattenmuster an der Decke und höre über die bedrückende Stille des Raumes hinweg. Tröstliche Wärme breitet sich über mir aus und bettet mich ein.

Doch wie jede Nacht, seitdem Natascha verschwunden ist, drängen sich diese grässlichen Traumfetzen in mir hoch.

Ich sehe dich.

Nacht für Nacht.

Spüre deine ausgestreckte Hand.

Fühle deinen flatternden Herzschlag.

Sehe deinen Umriss, der wie ein unruhiges Licht in der Nacht aufflackert.

Gehetzt irrt dein Blick durch die Dunkelheit.

Die Schattenfinger kommen näher. Sind dir schon so nah, dass sie dich berühren. Sie verschlingen dich Stück für Stück, bis auch deine blassen Finger in der Finsternis verschwinden.

Und dein ersticker Schrei hallt durch die Nacht.

Dann ist es still.

Unheimlich still.

4. LEISER ZORN



Mittwoch, 5. November 2014, 07:25 Uhr

Kaum ein Wort wird am Frühstückstisch gewechselt – wie so oft in den vergangenen Tagen. Der leere Platz am Tisch verhöhnt mich und das Klirren vom Besteck klingt viel zu laut. Jede Bewegung zerschneidet die Stille.

Um mich abzulenken, lese ich die Beschreibung auf der Milchpackung.
Vollmilch, pasteurisiert ...

Pünktlich zum Erwachen ist die Erinnerung an das gestrige Gespräch mit Sofia zurückgekehrt.

Nicht finden ...

Als unverdaulicher Klumpen liegt mir das Wiedersehen mit ihr im Magen und raubt mir den Appetit. Lustlos knabbere ich an meiner Scheibe Toast herum, die mittlerweile ein ungenießbares, pampiges Bild abgibt.

Weder Papa noch Mama erwähnen den Zwischenfall vom Vorabend. Es ist, als ob unsere Familie nicht noch mehr Probleme ertragen könne.

Nichtsdestotrotz spüre ich, dass sie über mich gesprochen haben. Ich merke es daran, wie sie sich ansehen. Nur einen Tick zu lange. Diese stummen Gespräche über die Augen, die nur Eltern führen können.

Dann merke ich, wie Papa mich beobachtet. Sorgenvoll und überfordert zugleich. Ich straffe die Schultern, um das unangenehme Gefühl loszuwerden.

Aber keiner fragt nach, was gestern los war, obwohl ihnen die Worte auf der Zunge liegen. Ich bin froh, erwidere den Augenkontakt nur dürftig. Denn

in ihrem Blick liegt ein Schimmer. Etwas, das mir einen Stich versetzt. Die Trauer.

Und ich frage mich, wie schmerzhaft es für sie sein muss, bei meinem Anblick das Ebenbild von Natascha vor sich zu haben? Tag für Tag.

Aber wo bleibt ihre Hoffnung? Haben sie einfach aufgegeben?

Plötzlich ist mir übel. Ich halte die Stille nicht länger aus. In einem Zug stürze ich die Milch runter, verabschiede mich und schnappe meine Schultasche.

Hastig hole ich das Rad aus dem Schuppen. Draußen ist es merklich kühler geworden. Der Regen hat zwar aufgehört, doch die bleiche Herbstsonne kämpft sich vergeblich durch die Nebelschicht.

Bevor ich mich aufs Rad schwinge, stöpsle ich mir die Kopfhörer in die Ohren und drehe die Musik so laut, dass der Bass in meinem Gehörgang hämmert.

So registriere ich wenigstens nicht, was um mich herum passiert. Nur den bleiernen Klumpen kann die Musik nicht vertreiben. Vor lauter Stress, bald Sofia gegenüberstehen zu müssen, macht er sich noch heftiger bemerkbar.

Ich muss mit ihr reden.

Offen gesagt, würde ich Sofia am liebsten anschreien, sie an den Schultern packen und kräftig durchschütteln, bis sie zur Besinnung kommt und einsieht, dass ich ihre Hilfe brauche. Auch nach vier Wochen. Ja, ich bin noch immer wütend, aber vor allem enttäuscht.

Nicht auch noch sie. Wer glaubt jetzt noch an das Finden von Natascha? – Ich. Nur noch ich ...

Mama ist bloß noch ein Häufchen Elend. Und Papa sagt nie ein Wort dazu. Einfach nichts und vergräbt sich in seiner Arbeit.

Ich trete noch heftiger in die Pedale, gleichzeitig steigt auch meine Nervosität an.

Und ich such dich, bis ich dich gefunden hab ... Ja, genauso, wie Jan Sievers singt, ist es. Ich suche dich, Natascha, bis ich dich gefunden habe.

Die Straßenbahn braust an mir vorbei und ein Auto folgt dem anderen. Ich schaue weder links noch rechts, trete zu Jan Sievers im Takt, radle über das gefallene Laub.

Die herbstlichen Straßen bieten ein trostloses Bild. Der Regen hat die Blätter als platte Flecken auf den Asphalt geklebt. So farblos – passt perfekt zu meiner miesen Laune.

Noch wenige Meter.

Verschwommen sehe ich die Umrisse des Schulgebäudes. Mir ist mehr danach einfach weiterzuradeln. Aber es hilft nichts. Und plötzlich spüre ich es auch. Ich kann nicht weglafen. Das bin ich meinem Zwilling schuldig.

Fast bin ich da. Und bereits aus dieser Entfernung erkenne ich Sofia. Sie wartet bei den Fahrradständern, wie versprochen. Dabei quasselt sie wie ein Wasserfall auf Laura und Cecile ein – also die ganze Clique.

Ich seufze und starre geradeaus.

Leiser Zorn steigt in mir auf, als ich sehe, wie unbeschwert Sofia mit ihnen rumkichert.

Mit einem heftigen Ruck stelle ich mein Rad in die Halterung. Es scheppert so laut, dass nicht nur die Mädels ihre Köpfe in meine Richtung drehen.

Ein Lachen huscht mir übers Gesicht. Wer laut und aufdringlich ist, wird bemerkt. Traurig aber wahr.

Auf einmal verstummt ihre Unterhaltung.

Dann höre ich eine fremde Stimme.

»Hi!«

Ich wende meinen Kopf. Erst da sehe ich ihn, den Grund für das plötzliche Schweigen.

Ein Junge, direkt neben mir, lehnt lässig am Fahrradständer und grinst mich unverblümt an. Dass er dabei auch noch unverschämt gut aussieht, entgeht mir nicht. Eine Haarsträhne fällt ihm in die Stirn und umrandet seine markanten Wangenknochen. Seine Haare sind dunkelbraun, fast

schwarz und ziemlich verwuschelt. Vermutlich wühlt er ständig darin herum. Er grinst noch immer – ein Lachen, das bis zu seinen schwarzbraunen Augen hinauf strahlt und ein feines Grübchen ziert seine Wange.

Zuerst denke ich, er habe bestimmt Sofia angesprochen. Oder vielleicht Laura. Aber die sind viel zu weit weg. Es gibt keinen Zweifel, der meint nicht Sofia, nicht Laura.

Nein – mich!

Verdattert bleibe ich stehen, wenige Schritte vor meinen Freundinnen. Ich bemerke weder die Verwunderung, die sich in den Gesichtern der Mädchen zeigt, noch höre ich ihr Geflüster. Ich starre ihn einfach an, versinke in seinen braunen Augen, in denen sich die milchige Herbstsonne spiegelt.

Für einen Neuling wirkt er überhaupt nicht verloren. Weshalb er gerade mich anspricht, weiß ich nicht. Dass er etwas Besonderes ist, sehe ich hingegen auf den ersten Blick. Er trägt eine dunkelblaue Jeans und eine schwarze Kapuzenjacke und ich kann nicht damit aufhören, ihn entgeistert anzustarren.

»Ähm ... hi«, stottere ich völlig uncool. Wieso bin ich denn plötzlich so heiser? »Du bist neu hier oder?« Unglaublich geistreich, ich weiß, aber mehr fällt mir beim besten Willen nicht ein.

Er nickt, gesellt sich an meine Seite und wir gehen ein paar Schritte. Und ganz ehrlich: Er bewegt sich mit einer Coolness, die weder Tim noch Nico auch nur ansatzweise draufhaben. Dass Sofia und die Mädels auf mich warten, registriere ich nicht mehr.

»Gehst du auch bei Herrn Rüter in die Klasse?«, fragt er. Die schwarzbraunen Augen unterziehen mich einer Musterung und ich kann leider nur einfältig zurückglotzen, während sich zwei Fragen in meinem Kopf formen: Wieso will er das wissen und wieso fragt er ausgerechnet mich?

Ich nuschle mehr, als dass man mich versteht und bringe ein »Ja« über die Lippen.

»Ich bin Sevan«, fährt er fort und streckt mir die Hand entgegen.

Ich schlage ein. »Aurelia.«

Seine Hand fühlt sich gut an und ein feiner Impuls in mir wünscht sich, sie für einen Moment länger halten zu können.

»Und ich bin Sofia«, drängt sich die Stimme meiner Freundin zwischen uns. Ich habe sie völlig vergessen. »Wir haben uns gestern schon kurz getroffen.«

Haben sie das? Ich frage mich, wann? Wir haben praktisch den ganzen Tag zusammen verbracht.

»Haben wir das?«, wiederholt der Neue meine Gedanken. Er schaut irritiert zurück und betrachtet sie kurz von Kopf bis Fuß.

Mit einer geschmeidigen Bewegung lässt Sofia ihre Haare tanzen, neigt ihren Kopf dann zur Seite und sieht dabei einfach umwerfend aus. Wie immer, wenn ihr ein Junge gefällt.

»Eishockeymannschaft?«, hilft sie ihm auf die Sprünge.

Er zuckt die Achseln.

»Mein Vater ist dein Trainer.«

»Ach so. Okay, dann werden wir uns wohl öfter über den Weg laufen.« Ein feines Schmunzeln umspielt Sevans Mund. Ich bin mir nicht sicher, was es ist, doch ich spüre, dass hinter seiner Coolness Unsicherheit mitschwingt.

Wir schlendern über den Schulhof und ich kann dem Gespräch der beiden nicht mehr folgen, denn Laura umarmt mich und gibt mir ein Küsschen zur Begrüßung, während Cecile mich von der anderen Seite an sich drückt.

»Guten Morgen, Süße!«, sagt Laura.

Laura wohnt erst seit einigen Monaten hier bei ihrer Oma. Ihre Eltern sind vor einem halben Jahr bei einem Autounfall tödlich verunglückt. Aber sie spricht nicht gern darüber, wer kann es ihr verübeln. Echt tragisch, so was!

»Na, alles gut?«, fragt sie mich jetzt.

Erst mit Lauras Worten gilt auch Sofias Aufmerksamkeit mir. Auf ihrem Gesicht erscheint ein scheues Lächeln, dann drückt sie mich kurz zur Begrüßung. »Hi.«